

Am Ort des Nobistors, das auf der Grenze zwischen Altona und Hamburg lag und von dem nur noch die später mit einer Laterne gekrönte Stele übrig blieb

Abb. a. d. bespr. Band

Wo einst die große Mauer stand

In Zeiten, in denen die Wiederentdeckung von Grenzen das Gebot der Stunde zu sein scheint, führt uns die Fotografie eine trostliche Wahrheit vor Augen: Auch Grenzen sind nur passagere Gebilde, die wieder verschwinden können, und dies in der Regel auch tun. Der Schweizer Fotograf Roger Eberhard hat eine besondere Weltreise unternommen, indem er in Asien und Europa, Amerika und Afrika Orte aufgesucht hat, an denen früher Grenzen verliefen, die heute nicht mehr gelten.

Friedlich sind die Stätten heute, menschenleer sind sie aufgenommen, herausgenommen aus der Zeit, so als sei die Geschichte von ihnen abgelöst worden. Wir sehen Wüsten und Wälder, Felder und Städte, Gebirgszüge und Straßen, Bäche, Seen und Meere und erfahren anhand der beigegebenen Texte, welche Grenze hier dereinst verlief und wofür sie stand. Es sind grausame und skurrile, eindringliche und auch absurde Geschichten, an die die wenigen Zeilen erinnern.

Wir reisen mit dem Buch in der Hand um die Welt und durch die Geschichte zugleich, da Eberhard mitunter zurück-

Um die Welt und zurück in der Zeit: Der Fotograf Roger Eberhard reist zu Orten, wo früher Grenzen verliefen.



Roger Eberhard: „Human Territoriality“. Edition Patrick Frey, Zürich 2020. 116 S., geb., 60,- €.

geht in die römische Zeit oder in die des chinesischen Regenten Ying Zheng der Qi-Dynastie im dritten vorchristlichen Jahrhundert. Doch der Limes oder Hadrian's Wall haben sich längst in Waldstücke oder Archäologieparks verwandelt, als geopolitische Marker haben sie ausgedient. Andere sind an ihre Stelle getreten – Tendenz steigend. Dem Anhang, der die Aufnahmen auf Karten verortet, ist als eine Art Motto eine schlichte Statistik vorangestellt: Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gab es noch 55 Länder, 1960 waren es bereits um die neunzig und heute sind es etwa zweihundert.

In den Fotografien Eberhards wird die Zeit zurückgedreht, auch wenn sie das Heute vor Augen führen. Seine Aufnahmen zeigen mit behutsamer Nachdrücklichkeit, dass Grenzen symbolische Markierungen sind, denn ohne die Texte und Erläuterungen wüssten wir nicht, welche Geschichte ihre hier nun zumeist unsichtbaren Spuren hinterlassen haben sollte. Denn wer wüsste zu sagen, dass an dem Ort, wo heute giftige Neonreklamen für den „Paradise Point

of Sex“ und den „Kiez Döner“ werben, früher das Nobistor stand, das die zu Dänemark gehörige Stadt Altona von Hamburg trennte – „all to nah“, „allzu nah“ – wie man damals sagte.

Mit Roger Eberhards schön gestaltetem Fotobuch „Human Territoriality“ halten wir ein visuelles Lehrbuch zur Geopolitik in Händen, das zum ästhetischen wie historisch-politischen Studium einlädt. Kunst und Fotografie, die in Zeiten des „social distancing“ aus der Öffentlichkeit weitgehend verbannt sind, gelingt es mitunter, theoretische und auch politische Einsichten in Ansichten zu verwandeln. Das kann – und dann ist es gelungen – ganz unaufdringlich und subtil geschehen, als reiner Effekt des Studiums der Bilder. Geopolitik wird dann zu einer klugen und erhellenden Bilderfolge. Judith Schallansky „Atlas der abgelegenen Inseln“ hat so aus Karten bedeckte Räume reich an Geschichten gemacht. Und Roger Eberhards fotografische Grenzerkundung zeigt uns eine Welt, in der Grenzen das sind, was sie dereinst auch wieder werden: Geschichte. BERND STIEGLER

Unter dem einen chinesischen Himmel

Statt westlichen Werten: Zhao Tingyang springt vom Altertum zur zukünftigen Weltordnung

Zhao Tingyang, Jahrgang 1961, also nach der maoistischen Periode, die 1978 endete, intellektuell sozialisiert, ist Professor für Philosophie in Peking. Mit einem Zitat aus der „Washington Post“ präsentiert ihn der Verlag auf der Rückseite dieses Buches als „einen der einflussreichsten zeitgenössischen Philosophen Chinas“. Einflusreich auf wen? Auf die obersten Führungszirkel des Landes? Auf eine breitere intellektuelle Öffentlichkeit? Einflusreich in der kleinen kritischen Minderheit Chinas, der die offiziellen Medien und die großen Verlage verschlossen sind? Das ist nicht dasselbe. Einflusreich scheint er jedenfalls in Frankreich zu sein, wo ihn mehrere Übersetzungen bekanntgemacht haben.

Man soll ein Buch nach seinem Inhalt beurteilen. Dennoch schadet es nicht, einen Autor grob in seinem Wirkungsfeld zu platzieren. Zhao ist weder ein Parteideologe und simples Sprachrohr des Regimes noch ein Dissident. Er gehört zu denjenigen, die man *establishment intellectuals* genannt hat. Das sind Wissenschaftler von hohem Status im akademischen System Chinas, Inhaber komfortabler Lehrstühle und nicht selten auch von Zweitprofessuren in den Vereinigten Staaten oder Australien, von der Zensur nicht betroffen oder so weit angepasst, dass sie keinen Anstoß erregen. Diese Etablierten sind durchaus nicht einer Meinung. Es gibt unter ihnen „Linke“, die in China weiterhin Klassenunterschiede erkennen und eine gewisse Mao-Nostalgie pflegen, „Liberale“, die auf Rechtsstaatlichkeit bestehen, auch wenn sie das Machtmonopol der Parteien nicht in Frage stellen, und „Konservative“, die sich gerne auf den Konfuzianismus berufen, besonders seine hierarchisch-autoritären Aspekte. Was sie von der kommunistischen Partei Chinas unter Xi Jinping halten, verraten sie alle wohlweislich nicht. Mit dem obersten Führer – und großen Teilen der Bevölkerung – träumen sie allerdings des „chinesischen Traum“: das Land in jeder denkbaren Beziehung an die Weltspitze zu führen.

Zhao Tingyang, an der staatstragenden Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften tätig, sagt das nicht offen. Seine Philosophie der „Weltordnung“, die mit sorgfältigen Begriffsdefinitionen zwar nicht widerspruchsfrei, aber doch transparent konstruiert ist, verfolgt kein nationalistisches Programm. Sie ist keine krude „China first“-Lehre. Ebenso wenig lässt sie sich auf eine Apologie neo-imperialer Expansion reduzieren. Das verbindet sie mit dem kanonischen Xi-Jinping-Denken: Dessen propagandistisches Axiom besagt, China sei weder ein normaler Nationalstaat noch ein Reich neuen Typs. Sein Aufstieg liege im Interesse der gesamten Welt. Es baue – etwa durch die Infrastrukturprojekte der Neuen Seidenstraße, seine Einflusspolitik in Afrika und die *soft power* der Konfuzius-Institute – kein machtgestütztes Imperium alten Stils auf, sondern verteile uneigennützig Wohltaten und übe eine gütige Hegemonie aus, unter der sich die Schwachen in Sicherheit entwickeln könnten.

Zhao argumentiert folgendermaßen: Die Welt steckt heute in einer multiplen Krise. Dorthin ist sie geraten durch die „internationale“ Politik egoistisch miteinander konkurrierender Nationalstaaten, wie sie 1648 auf dem Westfälischen Friedenskongress erfunden wurden: ein toxisches Produkt Europas. Während der Dekolonisation haben sich die Völker in aller Welt dieses Modell des „souveränen“, möglichst ethnisch homogenen Staates törichterweise aufschwätzen lassen. Im „globalen Imperialismus“ der Vereinigten Staaten, der sich mit allen nur denkbaren Mitteln vom Finanzkapitalismus über die englische Sprache bis zur Menschenrechtspolitik die Erde Untertan zu machen versucht – Zhao schrieb sein Buch vor dem Beginn des trumpistischen Isolationismus –, hat diese destruktive Art von Machtpolitik Höhepunkt und Ende erreicht.

Demokratie erscheint als Irrweg

Sie muss ersetzt werden durch eine wahre, post-imperialistische „Weltpolitik“ im Geiste der Kooperation und des gegenseitigen Respekts. Nur so sind die großen Menschheitsfragen – Klimawandel, atomare Vernichtung, extreme Ungleichheit, ... – lösbar. Diese Weltpolitik kennt keine tiefen Antagonismen mehr, wie Zhao sie auch als Obsession westlicher Theoretiker registriert: keinen Kampf aller gegen alle (Thomas Hobbes), keine Freund-Feind-Spaltung (Carl Schmitt), keine gewaltsam ausgetragenen Zivilisationskonflikte (Samuel P. Huntington). Da sie die ganze Menschheit in umfassenden Strukturen (über die Zhao konkret nichts sagt) zusammenfasst, ist die erstrebte Welt-Politik total und „inklusiv“: Es gibt kein „Außen“ mehr. Mit einem Wort, das Zhao Tingyang und sein versierter Übersetzer Michael Kahn-Ackermann nicht verwenden: Kriegerische internationalen Politik soll sich in friedliche Weltinnenpolitik verwandeln.

So weit nichts Neues. Jede Friedensaktivistin und jeder Vertreter des „Idealis-

mus“ in der Theorie der internationalen Beziehungen würde all dies sofort unterschreiben. Man freut sich darüber, dass sich aus der Interpretation chinesischer Denktraditionen Schlüsse ergeben, die den Friedensutopien des Westens stark ähneln. Nur: Zhao hält nichts von Kosmopolitismus und universalen Menschenrechten. Er betrachtet die Vereinten Nationen als gescheitert und hält Demokratie, verstanden als prozedurale Ordnung, für einen illegitimen Irrweg, da sie der „Volksseele“ nicht entspreche und den wahren „Volkswillen“ nicht zum Ausdruck bringe. „Untauglich“ sei auch die berühmte Versöhnung von Realismus und Idealismus in Immanuel Kants Vorschlag von 1795, durch graduelle Verrechtlichung eine keineswegs gutartige Menschennatur zum „ewigen“, also relativ dauerhaften Frieden zu bewegen. Kant habe keine Lösung für das Zusammenleben unterschiedlicher Zivilisationen zu bieten.

Der schützende Hegemon

Die chinesischen Vorstellungen von „tianxia“ („alles unter dem Himmel“) und „datong“ („große Gemeinschaft“), die auf den ersten Blick dem westlich-aufklärerischen Konzept der geeinten „Menschheit“ nahekommen, haben Zhao zufolge einen ganz anderen Ursprung. Es habe nämlich ein einziges Mal in der Geschichte solche idealen Tianxia-Verhältnisse bereits gegeben: im antiken China unter der Zhou-Dynastie (1046 bis 256 vor Christus). Diese Retro-Utopie einer perfekt harmonischen Ordnung, in der insbesondere die Interessen der zentralen Monarchie und die ihrer Vasallen ein Gleich-

Zhao Tingyang: „Alles unter dem Himmel“. **Vergangenheit und Zukunft der Weltordnung.** Aus dem Chinesischen von Michael Kahn-Ackermann. Suhrkamp Verlag, Berlin 2020. 266 S., br., 22,- €.

gewicht fanden, hatte allerdings in der Wirklichkeit keinen dauerhaften Bestand. Zhao untersucht die Gründe ihres Scheiterns mit der nötigen historischen Konkretheit, hat dann aber erstaunlicherweise über die zwei Jahrtausende (221 vor Christus bis 1949), in denen sich in China imperiale Zentralisierung und Reichszerfall phasenweise abwechselten, nichts Originelles zu sagen.

Warum also diese schwärmerische Darstellung des chinesischen Altertums, die in der Tonlage an die Polis-Begeisterung der verschiedenen europäischen Humanismen und Neohumanismen erinnert, wenn Zhao Tingyang gar keine Neuauflage des antiken Tianxia-Systems empfiehlt und für möglich hält? Das bleibt unklar. Die Antwort findet sich in anderen Texten von Zhao und überhaupt in dem weitverzweigten neuen Tianxia-Diskurs, der in China seit etwa der Jahrtausendwende geführt wird und in dem Zhao eine Stimme unter mehreren ist.

„Tianxia“ muss als ein bewusst nebulös gehaltener Begriff verstanden werden, für manche chinesische Autoren ein Gegenentwurf zu übertrieben exakter „westlicher“ Kategorienbildung. „Tianxia“ ist weniger eine strukturierte, in Institutionen greifbare Ordnung als ein Lebensgefühl hierarchischer Geborgenheit, eher eine Wellness-Semantik als eine Kategorie der politischen Herrschaftslehre. Was Zhao Tingyang utilitaristisch als „eine für alle Beteiligten befriedigende Nutzensteigerung“ definiert, pflegt der oberste Machthaber Chinas eine „Win-win-Situation“ zu nennen. Win-win-Erfolge sind unter Bedingungen realer Supermacht-Rivalität kaum zu erreichen; der Kalte Krieg vor 1989/90 zeigt dies ebenso wie der „Handelskrieg“ zwischen den Vereinigten Staaten und China. Win-win floriert der Tianxia-Theorie zufolge am besten in hierarchischen Verhältnissen wie zum Beispiel den „Tribut“-Beziehungen des kaiserlichen Chinas mit zahlreichen seiner Nachbarn: Im Austausch für reale und symbolische Unterwerfung des Schwächeren bietet die hegemoniale Zentralmacht Schutz, Sicherheit und kulturelle Ressourcen.

Zhao Tingyang sagt an keiner Stelle, dass die angestrebte neue Weltordnung, die sowohl den Imperialismus als auch den Pseudo-Egalitarismus von 193 gleichmaßen „sovereänen“ UN-Mitgliedstaaten (auch San Marino mit 33 000 Einwohnern gehört dazu) hinter sich lässt, eine von China dominierte Weltordnung sein soll und wird. Er reißt sich nicht ein in den Chor der Propheten eines *Chinese Century*. Aber wer ist würdig, an die Spitze der Tianxia-Hierarchie zu treten? Die Vereinigten Staaten sind in Zhao's Augen moralisch diskreditiert und machtpolitisch im Niedergang begriffen. Die Europäer haben früher einmal als Kolonialmächte Schrecken verbreitet, spielen aber heute auf der Weltbühne nur noch Nebenrollen. Russland wird mit keinem Wort erwähnt. Indien und Japan haben niemals universale Ansprüche angemeldet. Wer also bleibt als Kandidat für den Primat auf dem Planeten? JÜRGEN OSTERHAMMEL

Zwei wilde Tiere gehen sich an die Gurgel

In Ismail Kadares Prosaband „Geboren aus Stein“ treten Diktatur und Literatur gegeneinander an

Noch immer hat Ismail Kadare (Jahrgang 1936) nicht den Nobelpreis für Literatur erhalten. Dafür kann sich die Leserschaft freuen, dass ein neuer Band autobiographischer Prosa von ihm erschienen ist: Prosa, in der der Schriftsteller seine Kindheit und Jugendjahre in dem südalbanischen Städtchen Gjirokastra beschreibt – dem Ort, in dem auch Enver Hodscha geboren wurde.

Der junge Ismail und sein Freund Ilir sind aufgeweckte Spielgenossen, die keinen Blödsinn scheuen. Sie wollen zusammen einen Roman schreiben, scheitern aber an ihren hochfahrenden Plänen; sie wollen reich werden, indem sie alte Bleileitern schmelzen und daraus ein paar Fünf-Lek-Münzen prägen. Reich werden sie nicht, dafür landen sie wegen Fälschmünzerei für kurze Zeit im Gefängnis. Auch dies trägt zum Ruhm bei. Sie wollen eine Angebetete erobern und fassen ihr kühn über den Rock, damit ist die Freundschaft verspielt. Die politischen Verhältnisse sind undurchsichtig. Die deutsche Besatzung ist abgezogen, und plötzlich tauchen überall aus dem Untergrund Kommunisten hervor. Sogar eine elegante Dame, „die Französin“ genannt wird, entpuppt sich als Genossin. „Selbstentschleierung“ nennt dies der Autor, der als Kind aus dem Staunen nicht herauskam. Die neuen Herrscher überzeugten nicht, die Kinder empfanden sie als Waschlapfen.

„Geboren aus Stein“ hat Kadare die vier Prosastücke überschrieben, in Anlehnung an seine 1971 erschienene „Chronik in Stein“, die sich ebenfalls mit seiner Heimat beschäftigt. Stein, das sind die gewaltigen Wohnburgen, in denen die besseren albanischen Familien leben. Die Häuser sind undurchschaubare Labyrinth, haben Gänge

und Nebengänge, bewohnte und unbewohnte Zimmer, gewundene Treppen, Geheimtüren und Geheimausgänge, verschattete Innenhöfe, Flure und Dielen, die ins Nichts zu führen scheinen.

Sogar ein Verlies gehört zu diesen Häusern, ein Privatgefängnis, tief in den Berg eingelassen und nur über eine Strickleiter von oben zu erreichen. Der Kerker ist Symbol uralter Traditionen. „Manche hielten das bloß für einen Spleen, die anderen glaubten darin eine alte, inzwischen überholte Rechtsvorstellung zu entdecken: Staat und Haus existieren nebeneinander, mit jeweils eigenen Gesetzen.“

Die Mutter von Ismail stammt nicht aus einem solch herrschaftlichen Haus, sie fürchtet sich in den gewaltigen Mauern und hat das beklemmende Gefühl, von dem alten Haus aufgefressen zu werden. Geister gehen umher, die sie nicht bezähmen lassen, „Narrenringe“ passieren, und ein Text ist überschrieben mit „Wie Hamlet mir half, die Gespenster zu vertreiben“.

Mit wilder Fabulierlust vermengt Kadare alte Legenden mit der Gegenwart, schaut ironisch auf die unter der Diktatur geduckte Gesellschaft und macht sich auch über sich selbst lustig als ein übermütiger Beobachter der wirren albanischen Lebensverhältnisse. Der Schriftsteller tanzt auf den Wellen, mal war er ganz oben und genoss Hodschas Anerkennung, mal war er ganz unten und erhielt Veröffentlichungsverbot.

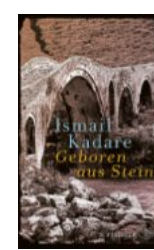
Seine Heimat verließ er 1990, weil er sich politisch bedroht fühlte. Die Nachfolge Enver Hodschas, der 1985 gestorben war, bot keine Sicherheit. Erst 2002 kehrte Kadare nach Tirana zurück, behielt aber seinen Zweitwohnsitz in Pa-

ris. In Albanien hatte der Autor stets eine doppelte Identität: Er war Mitglied der Kommunistischen Partei, Parlamentsabgeordneter und hatte einen hohen Posten im Schriftstellerverband. Gleichzeitig galt er als unpatriotisch und als Dissident, der sich dem Regime gegenüber nicht willfährig genug zeigte. Kadare ließ sich als dessen Aushängeschild benutzen und wurde gleichzeitig als Hoffnungsträger geachtet. Die einen feierten ihn als aufrechten Demokraten, die anderen kritisierten seine Anpassung an das Regime des Diktators. Als „Václav Havel Albaniens“ verhöhten ihn seine Gegner. Doppeldeutig ist auch sein Bekenntnis: „Meine besten Romane sind auf dem Höhepunkt der kommunistischen Diktatur entstanden.“

Kadare spielte mit der Macht, verachtete sie und schmeigte sich an, wenn es sein musste, „Diktator und Literatur sind wie zwei wilde Tiere, die einander ständig an der Gurgel packen. Der Schriftsteller ist der natürliche Feind der Diktatur.“ Das schrieb er 1991. Zu Zeiten Enver Hodschas und nach dem Ende des Terrors war und blieb Kadare der gefeierte Nationalschriftsteller. Mit seiner wortgewaltigen Sprache, seinen verschlungenen literarischen Erkundungen in der Vergangenheit seines Landes, mit der Bloßlegung der Mythen und Sitten seiner Mitmenschen, mit der Aufdeckung ihrer abgrundtiefen, sich über Jahrhunderte ziehenden Feindschaften hat Kadare eine einzigartige Landkarte seiner Heimat gezeichnet, die immer wie ein weißer Fleck im Südwesten Europas wirkte – unnahbar und abweisend, ein Rätsel. 2009 wurde in Tirana eine zwanzigbändige Werkausgabe für ihn herausgegeben, der auch die meisten Texte dieses Prosabandes ent-

nommen sind. Entstanden sind sie in den Jahren 1984 bis in die jüngste Gegenwart. Seit Jahrzehnten ist Joachim Röhm, der in den siebziger Jahren längere Zeit in Albanien lebte, der geniale deutsche Übersetzer dieses furiosen Werkes, so auch hier.

Jüngeren Datums ist das Porträt seiner Mutter, die in der Familie „die Puppe“ genannt wurde, weil sie sich so maskenhaft schminkte und keine Regung zu erkennen gab. Der Sohn hat keine emotionalen Beziehungen zu ihr, sie ist, wie das Regime, hart, unnahbar, verschlossen. Nur an einem Punkt ist sie sensibel: Sie hasst das große steinerne Haus, das ihr keine Luft zum Atmen lässt. Über Jahre hinweg musste sie sich einem hausinternen Gerichtsverfahren stellen. Die Mutter und deren Schwiegermutter wollten sich nicht miteinander vertragen, sie hassten sich. Erst mit dem Tod von Kadares Großmutter im Jahr 1953 wurde der alte Streit beigelegt und die Drohung, dass eine von beiden ins Verlies kommen könnte, gebannt. Dass im selben Jahr Stalin gestorben war, bewegte die Familie weniger; sie hatte ihre eigenen Gesetze. Was in der großen kommunistischen Welt vor sich ging, der Bruch mit der Sowjetunion, die Annäherung an China, berührte diese albanische Familie nicht, sie war eingebunden und gehörte einem anderen, steinernen Kosmos. LERKE VON SAALFELD



Ismail Kadare: „Geboren aus Stein“. Ein Roman und autobiographische Prosa. Aus dem Albanischen von Joachim Röhm. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2019. 287 S., geb., 23,- €.